

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Lorsch, Simon / Panter, Anna-Lena
Zusammen liest man weniger allein

Ein Vorlesebuch für Paare
Herausgegeben von Simon Lorsch

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4750
978-3-518-46750-3

suhrkamp taschenbuch 4750

Zusammen liest man weniger allein ist ein Vorlesebuch für Paare. Es richtet sich an zwei, die sich näherkommen wollen, ohne das blaue Flimmern eines Bildschirms, ohne großen Aufwand, in Ruhe und nur mit Hilfe der eigenen Stimme und guter Literatur. Jedes Kapitel in diesem Buch widmet sich einem Ort des Alltags, versammelt namhafte Autorinnen und Autoren und lässt sie erzählen: vom Schlafzimmer, vom Café und vom Park, vom Strand, Auto, Flugzeug und vom Bett ... charmant, geistreich, immer unterhaltsam. Und zur selben Zeit eine Einladung, dieses Buch an den eigenen Orten des Alltags auszupacken und sich vorzulesen.

Zusammen liest man weniger allein

Ein Vorlesebuch für Paare

Herausgegeben von

Simon Lörsch und Anna-Lena Panter

Suhrkamp

Erste Auflage 2017

suhrkamp taschenbuch 4750

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Nachweise am Schluß des Bandes

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagillustration: Andrea de Santis

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46750-3

Inhalt

Im Schlafzimmer 7

Im Bad 15 *Im Park* 19 *Am Strand* 26

Im Taxi 29 *Am Schreibtisch* 40

Auf dem Spielplatz 53 *Im Büro* 63

Auf der Terrasse 73 *Im Klassenzimmer* 79

Im Wald 87 *Im Auto* 93 *In der Küche* 106

Am Meer 117 *Im Café* 124 *Im Keller* 128

In der Bibliothek 132 *Am Telefon* 138

Im Zoo 144 *Im Garten* 157

Auf der Fähre 160 *Am Fluss* 166

Im Zug 170 *Im Museum* 177

Im Flugzeug 188 *Im Restaurant* 197

In der Bar 209 *Im Zelt* 220 *Im Hotel* 227

Im Wohnzimmer 237 *Im Bad* 247

Im Schlafzimmer 253

Im Schlafzimmer Wenn ich aufwache, steht mir der Mund offen. Meine Zähne sind belegt: es wäre besser, sie am Abend zu putzen, aber das bringe ich nie über mich. In meinen Augenwinkeln eingetrocknete Tränen. Die Schultern tun mir nicht mehr weh. Ein Haarschwall bedeckt meine Stirn. Mit gespreizten Fingern streiche ich ihn zurück. Ohne Erfolg: wie die Seiten eines neuen Buches richtet er sich auf und fällt mir wieder über die Augen.

Den Kopf senkend, merke ich, daß mir der Bart gewachsen ist: er sticht am Hals.

Ein Wärmegefühl im Nacken, bleibe ich auf dem Rücken liegen, die Augen offen, die Leintücher bis zum Kinn, damit das Bett nicht auskühlt.

Der Plafond ist bedeckt mit Feuchtigkeitsflecken: er ist so nah am Dach. Die Papiertapete wirft sich hier und da. Meine Einrichtungsgegenstände gleichen jenen der Trödler auf den Trottoirs. Das Rohr meines kleinen Ofens ist umwickelt mit Lappen wie ein Knie. Am oberen Rand des Fensters hängt schief ein Rollvorhang, außer Funktion.

Indem ich mich ausstrecke, spüre ich an den Fußsohlen – ein bißchen wie ein Seiltänzer – die vertikalen Stangen des Gitterbetts.

Die Kleidungsstücke, die flach auf meinen Unter-

schenkeln liegen, sind nur auf einer Seite warm. Meine Schuhbänder haben keine Eisenstifte mehr.

Wenn es regnet, ist das Zimmer kalt. Es ist, als hätte niemand da gelegen. Das Wasser, das durch alle Fensterkaros eindringt, nagt am Kitt und bildet eine Lache auf dem Boden.

Wenn dann die Sonne – nichts sonst am Himmel – aufstrahlt, wirft sie ihr gelbes Licht mitten ins Zimmer. Jetzt ziehen die Fliegen auf der Diele tausend gerade Linien.

Jeden Morgen, beim Aufräumen, singt meine Nachbarin, ohne Worte. Ihre Stimme wird gedämpft durch die Mauer. Ich habe den Eindruck, mich hinter einem Grammophon zu befinden.

Oft begegne ich ihr auf der Stiege. Sie ist Milchfrau. Um neun Uhr kommt sie, Tropfen von Milch auf ihren Filzpantoffeln, und bringt ihr Zimmer in Ordnung.

Ich mag die Frauen in Pantoffeln: die Beine wirken nicht so unnahbar.

Im Sommer: die Träger ihres Hemds unter der Bluse, und eine Ahnung ihrer Brüste.

Ich habe ihr gesagt, daß ich sie liebe. Sie hat gelacht, sicher weil ich nichts gleich sehe und arm bin. Sie zieht die Männer vor, die eine Uniform tragen. Sie wurde beobachtet, wie sie die Hand unter dem weißen Koppel eines *garde républicain* hatte.

Ein anderes Zimmer ist belegt von einem alten

Mann. Er ist schwer krank und hustet. Sein Stock hat unten einen Gummiaufsatz. Seine Schulterblätter bilden hinten zwei Höcker. Eine Ader läuft über seine Schläfe, zwischen der Haut und dem Knochen, reliefartig. Sein Rock reicht nicht mehr bis an die Hüften und flattert, als seien die Taschen leer. Dieser arme Kerl schleppt sich von einer Stufe zur andern, ohne dabei das Geländer loszulassen. Kaum daß ich ihn bemerke, atme ich tief ein, um an ihm vorbeizukommen, ohne dabei Luft holen zu müssen.

Sonntags besucht ihn seine Tochter. Sie ist elegant. Das Futter ihres Mantels gleicht dem Federkleid eines Papageis. Es ist derart schön, daß ich mich frage, ob sie den Mantel nicht verkehrtherum trägt. Und ihr Hut muß viel wert sein, denn seinetwegen nimmt sie bei Regen ein Taxi. Diese Dame duftet nach Parfüm, nach dem echten Parfüm, nicht nach jenem, das in Glasröhrchen verkauft wird.

Meine Mitmieter schauen auf sie herab. Sie sagen: statt das große Leben zu führen, täte sie besser daran, ihrem Vater aus der Misere zu helfen.

Sonst wohnt auf der Etage noch die Familie Lecoin. Früh am Morgen schallt von dort ein Wecker-rasseln.

Der Mann mag mich nicht, obwohl ich doch höflich zu ihm bin. Er hat etwas gegen mich, weil ich so spät aufstehe.

Seine Arbeitsmontur zusammengerollt unter dem Arm, kommt er jeden Abend gegen sieben nach Hau-

se und raucht dabei eine Zigarette aus englischem Tabak – was die Leute sagen läßt, daß die Arbeiter gut verdienen.

Er ist groß und stark, und seine Kraft kann, so man zu einem entsprechenden Kompliment bereit ist, von Nutzen sein. Im letzten Jahr hat er den Reisekoffer einer Dame aus der dritten Etage hinuntergetragen, wenn auch unter Schwierigkeiten, denn der Deckel ging nicht zu.

Wenn jemand mit ihm redet, fixiert er ihn, weil er argwöhnt, der andre wolle sich über ihn lustig machen. Beim kleinsten Lächeln sagt er:

– Sie müssen wissen ... vier Jahre Krieg ... ich. Die Deutschen haben mich nicht gekriegt ... Und auch Sie werden mich jetzt nicht drankriegen ...

Eines Tages, im Vorbeigehen, hat er gemurmelt: »Nichtstuer!« Ich bin blaß geworden und habe keine Antwort gewußt. Die Angst, einen Feind zu haben, ließ mich eine Woche lang nicht schlafen. Ich bildete mir ein, daß er eine Gelegenheit suchte, mich zu schlagen; daß er mir ans Leben wollte.

Wenn doch M. Lecoin von meiner Zuneigung zu den Arbeitern wüßte, von meinem Erbarmen mit ihnen. Wenn er wüßte, mit wieviel Entbehrungen ich meine kleine Unabhängigkeit bezahle.

Er hat zwei Töchter. Wenn er sie schlägt, dann mit den bloßen Händen, zu ihrem Wohl. In ihren Kniekehlen zeigen sich die Sehnen. Ihre Hutbänder sind aus Gummi.

Ich mag Kinder. Auch wenn ich diesen zwei Mädchen begegne, spreche ich sie an. Dann weichen sie zurück, und flüchten plötzlich, ohne Antwort.

Jeden Dienstag wäscht Madame Lecoin im Flur die Wäsche. Der Wasserhahn rinnt den ganzen Tag. Das Geräusch wechselt, je nach dem, ob die Kessel voll oder leer sind. Mme. Lecoins Rock ist aus der Mode. Ihr Haarknoten ist so dürftig, daß man darin alle Haarnadeln sieht.

Oft starrt sie mich an, aber ich bin mißtrauisch, denn wahrscheinlich stellt sie mir eine Falle. Im übrigen hat sie keinen Busen.

Kaum habe ich die Leintücher zurückgeschlagen, setze ich mich auf die Kante. Meine Beine baumeln von den Knien abwärts. Die Poren meiner Schenkel sind schwärzlich. Meine langen, kantig-spitzen Zehennägel: ein Fremder fände sie häßlich.

Ich stehe auf. Mir dreht sich der Kopf, aber dieses Schwindelgefühl vergeht schnell. Wenn die Sonne scheint, steigt eine Staubwolke vom Bett auf und glänzt für kurze Zeit in den Strahlen, wie Regen.

Zuerst ziehe ich mir die Socken an; sonst würden Streichhölzer an meinen Sohlen haften. Mich an einem Stuhl festhaltend, steige ich in die Hose.

Bevor die Schuhe drankommen, prüfe ich ihr Unterleder: wird es noch eine Zeitlang halten?

Hernach stelle ich auf den Kübel die Wasserschüssel, die einen Ring zeigt vom schmutzigen Wasser des

Vortags. Ich habe die Eigenart, mich gekrümmt zu waschen, mit gespreizten Beinen, die Hosenträger lose an den hinteren Knöpfen. Beim Regiment wusch ich mich so im engen Feldkessel. Meine Schüssel ist derart klein, daß, wenn ich beide Hände zugleich eintauche, das Wasser übergeht. Meine Seife schäumt nicht mehr: so winzig ist sie.

Für Gesicht und Hände habe ich ein einziges Tuch. Käme ich zu Reichtum, so wäre das nicht anders.

Einmal gewaschen, fühle ich mich besser. Ich atme durch die Nase. Meine Zähne können sich sehen lassen. Meine Hände werden sauber bleiben, bis zum Mittag.

Ich setze mir den Hut auf. Die Ränder sind gewellt vom Regen. Der Bandknoten befindet sich, gemäß der Mode, hinten.

Ich befestige den Spiegel am Fenster. Ich habe es gern, mich von vorn zu betrachten, im Licht. So gefalle ich mir besser. Meine Backenknochen, meine Nase, mein Kinn sind beleuchtet, das übrige ist im Schatten: als würde ich photographiert bei Sonnenschein.

Besser, sich nicht vom Spiegel zu entfernen, denn dieser taugt nicht viel. Wenn ich weiter weg stehe, verzerrt er mein Bild.

Ich überprüfe sorgfältig meine Nasenlöcher, meine Augenwinkel, meine Backenzähne. Diese sind kariös. Sie fallen nicht aus: sie brechen ab. Mit Hilfe eines anderen Spiegelscherbens erspähe ich mein Pro-

fil. Dabei habe ich das Gefühl einer Verdoppelung. Die Filmschauspieler dürften solch ein Vergnügen gut kennen.

Dann öffne ich mein Fenster. Die Tür rührt sich. Ein 1914/18-Druck schabt gegen die Wand. Teppiche, die ausgeschüttelt werden. Bläuliche Blechdächer, Rauchfänge, ein Nebelstreifen, der sich bewegt, wenn ihn ein Sonnenstrahl quert, und der Eiffelturm mit dem Aufzug in der Mitte.

Bevor ich gehe, ein kurzer Blick auf das Zimmer. Mein Bett ist schon kalt. Ein paar Federn schauen halb aus der Decke. In den Beinen meines Stuhls Löcher für Querstäbe. Die zwei Segmente eines Rundsches hängen herab.

Dieses Mobiliar gehört mir. Ein Freund hat es mir geschenkt, vor seinem Tod. Ich habe es persönlich desinfiziert, mit Schwefel, denn ich fürchte die ansteckenden Krankheiten. Trotz dieser Vorsichtsmaßnahme habe ich lange Zeit Angst gehabt. Ich hänge am Leben.

Ich schlüpfe in den Überzieher; eine recht schwierige Angelegenheit, denn das Ärmelfutter ist zerrissen.

Ich stecke mein Dienstbuch, meinen Schlüssel, mein schmutziges Taschentuch, welches kracht, wenn ich es entfalte, in die linke Tasche. Meine Schultern sind schief: das Gewicht dieser Dinge soll das ausgleichen.

Die Tür läßt sich nicht ganz öffnen. Ich krümme mich zusammen und schlängele mich durch.

Die Kachelung des Flurs ist abgesplittert. Eine Eisenschiene, mit drei Löchern, hängt am Oberlichtfenster. Das Geländer endet an der Mauer, ohne Glas-
kugel als Abschluß.

Ich steige die Treppe hinunter, entlang der Wand, wo die Stapfen am breitesten sind. Ich halte mich nicht am Geländer fest, damit meine Hände nicht schmutzig werden. Hinter den Türschlössern klappern Schlüsselbünde.

Ich fühle mich leicht, wie sonst nur am ersten Tag des Ausgehens ohne Überzieher. Das Wasser aus der Schüssel befeuchtet noch meine Wimpern und das Innere meiner Ohren. Ich bedaure die, die noch schlafen.

Ich treffe jedesmal die Concierge. Sie hat die Strohmatten auf das Geländer gelegt, um eine Etage zu kehren, oder bearbeitet mit einer gelben Bürste einen Korridor. Ich grüße sie. Sie antwortet kaum, den Blick auf mein Schuhwerk gerichtet.

Nach acht möchte sie allein im Haus sein.

► Aus *Meine Freunde* von Emmanuel Bove

Im Bad Im Kampf wider den Pragmatismus und das gräßliche Zweckdenken verfiicht mein ältester Vetter das Verfahren, sich ein gutes Haar vom Kopf zu reißen, es in der Mitte zu knoten und sanft durch den Abfluß im Waschbecken fallen zu lassen. Sollte unser Haar in dem Rost hängenbleiben, der gewöhnlich in besagtem Abfluß sitzt, genügt es in der Regel, den Wasserhahn leicht aufzudrehen, damit es sich aus den Augen verliert.

Nun nicht gesäumt und auf der Stelle ans Werk gegangen, um des Haares wieder habhaft zu werden! Der erste Handgriff beschränkt sich darauf, den Geruchverschluß am Waschbecken zu demontieren, um zu sehen, ob sich das Haar in einer der Runzeln des Abflußrohrs verfangen hat. Findet man es nicht, muß das Rohrstück freigelegt werden, das vom Geruchverschluß zur Wasserleitung des Hauptabflußrohres führt. Mit Sicherheit werden in diesem Teilstück viele Haare zum Vorschein kommen, und man muß auf die Hilfe der restlichen Familie rechnen, um die Haare nach der Reihe auf den Knoten hin zu untersuchen. Kommt es nicht zum Vorschein, stellt sich das interessante Problem, die Rohrleitung bis zum Erdgeschoß aufzubrechen; das aber bedeutet eine größere Kraftanstrengung, da man acht bis zehn Jahre lang in einem Ministerium oder Handelshaus wird

arbeiten müssen, um das Geld zusammenzubringen, das die vier Wohnungen zu kaufen erlaubt, die unter der meines ältesten Veters gelegen sind, wobei der ungemeine Nachteil ist, daß auch jene acht bis zehn Jahre Arbeit einem die schmerzliche Wahrnehmung nicht werden ersparen können, daß das Haar nicht mehr in der Leitung und nur durch einen unwahrscheinlichen Zufall an einem verrosteten Rohrvorsprung hängen geblieben ist.

Es kommt der Tag, an dem wir in sämtlichen Wohnungen die Rohre aufbrechen können, und monatelang werden wir zwischen Zubern und anderen mit feuchten Haaren gefüllten Behältern wohnen, von Helfern und Bettlern umgeben, die wir großzügig bezahlen, damit sie suchen, sichten, klassifizieren und uns die fraglichen Haare bringen, um die erwünschte Gewißheit zu erlangen. Ist das Haar nicht darunter, treten wir in ein viel vageres und komplizierteres Stadium ein, weil uns der nun folgende Streckenabschnitt zu den großen städtischen Kloaken führt. Wir kaufen einen Spezialanzug, bewaffnen uns mit einer mächtigen Laterne und einer Gasmaske und lernen, uns in den frühen Morgenstunden durch die unterirdischen Kanäle zu schlängeln, erforschen die kleineren und größeren Stollen, wobei uns womöglich Individuen aus der Unterwelt behilflich sind, mit denen wir Verbindung aufgenommen haben und denen wir einen Großteil des Geldes werden geben müssen, das wir tagsüber in einem Ministerium oder Handelshaus verdienen.

Häufig werden wir den Eindruck haben, endlich am Ziel zu sein, weil wir Haare finden (oder uns Haare gebracht werden), die dem ähneln, das wir suchen; aber da man von keinem Fall weiß, wo ein Haar ohne das Zutun einer menschlichen Hand in der Mitte einen Knoten trägt, stellen wir schließlich fast immer fest, daß der fragliche Knoten eine einfache Verdickung der Haargefäße (obgleich wir von einem solchen Fall genausowenig wissen) oder der Niederschlag irgendeines Silikats oder Oxyds ist, hervorgehoben durch langen Verbleib an feuchter Oberfläche. Auf diese Weise schreiten wir wahrscheinlich verschiedene Streckenabschnitte kleinerer und größerer Kanäle ab, bis wir zu jener Stelle gelangen, wo niemand sich trauen würde, einen Schritt weiterzugehen: der Hauptkanal, der Richtung auf den Fluß nimmt, die donnernde Vereinigung der Abwässer, in der die Suche fortzusetzen uns nicht Geld, nicht Boot, nicht Bestechung erlauben würden.

Aber davor und vielleicht weit davor, zum Beispiel wenige Zentimeter vom Mundloch des Waschbeckens, in Höhe der Wohnung im zweiten Stock oder in der ersten unterirdischen Rohrleitung kann es geschehen, daß wir das Haar finden. Es genügt, an die Freude zu denken, die jener Fund in uns erregen würde, erschreckt die Kräfte zu veranschlagen, die wir durch pure Gunst des Schicksals gespart, um eine solche Aufgabe zu rechtfertigen, zu wählen, praktisch zu fordern. Jeder gewissenhafte Lehrer müßte

seinen Schülern von zartester Kindheit an dazu raten, anstatt ihre Seele mit dem Dreisatz oder den trostlosen Reimen des Liedes von der Glocke auszdörren.

- ▶ »Verlust und Wiedergewinnung des Haares« von Julio Cortázar

Im Park Im Frühling erwachte der Leib der Erde wieder zum Leben. Ich saß mit Freunden im Central Park beim Picknick unter Magnolien, die ihre weißen Blüten bereits verloren hatten. Hinter uns lugten Kirschbäume über den Maschendraht, in voller pinkfarbener Blüte. Die Natur ist unendlich geduldig, wo eines geht, drängt ein anderes nach; die Magnolien sterben, wenn die Kirschen gerade erblühen. Die Sonne brach sich in den Kirschblüten und betupfte das feuchte Gras, und so wild tanzten Tausende neuer Blätter im Aprilwind, dass die Bäume, die weiter weg standen, manchmal fast unwirklich schienen. Ich lag im Halbschatten und beobachtete eine schwarze Taube, die auf mich zulief. Sie hielt inne, flatterte auf und verschwand hinter den Bäumen, kehrte dann wieder zurück und trippelte merkwürdig herum, wie es nur Tauben tun, die nach Krümeln suchen. Und hoch über dem Vogel und mir erschienen plötzlich drei Kreise am Himmel, drei weiße Kreise.

In den vergangenen Jahren habe ich festgestellt, wie sehr das Licht meine Fähigkeit, gesellig zu sein, beeinflusst. Im Winter ziehe ich mich zurück. In den zunehmend langen sonnigen Tagen im März, April und Mai suche ich viel häufiger die Gesellschaft von anderen, bin ich empfänglicher für sinnliche Eindrü-

cke, für Klänge, Farben, Muster, Körper in Bewegung und Gerüche außerhalb meines Büros oder meiner Wohnung. Die kalten Monate stumpfen mich ab, der Frühling fühlt sich dann an wie eine sanfte Schärfung meiner Sinne. An jenem Tag waren wir zu viert im Park; wir saßen auf einer großen gestreiften Decke, aßen Pitabrot und Hummus und zupften an grünen Trauben herum. In einer Einkaufsstüte hielten wir eine offene Flasche Weißwein versteckt, schon unsere zweite an diesem Nachmittag. Es war ein warmer Tag, aber noch nicht so warm, dass der Great Lawn richtig voll gewesen wäre. Wie die anderen Städter um uns herum gaben wir uns einer sorgfältig inszenierten Landidylle hin. Moji hatte Anna Karenina mitgebracht – eine der neuen Übersetzungen; auf dem Ellbogen aufgestützt las sie den dicken Wälzer und hielt nur gelegentlich inne, um sich an Gesprächen zu beteiligen. Einige Meter weiter rief ein junger Vater seinem davonlaufenden Kleinkind hinterher: Anna! Anna!

Ein Flugzeug war über uns hinweggeflogen, hoch genug, wir hatten das Brummen seiner Triebwerke kaum gehört. Nur der Kondensstreifen verriet noch seine Bahn, und als dieser sich auflöste, wuchsen die drei weißen Kreise. Sie schienen gleichzeitig aufwärts- und abwärtszuschweben, doch dann klärte sich das Bild, als hätte man das Kameraobjektiv scharf gestellt, und wir konnten in jedem Kreis den Umriss eines Menschen erkennen. Drei fliegende Menschen